

LESEPROBE

LINUS ORTELLI

# SATOSHI

DIE BITCOIN-ERFINDERIN

THRILLER



EDITION KLICKWERKSTATT

© / Copyright: 2021 Linus Oertli  
Klickwerkstatt GmbH  
Adligenswilerstrasse 94  
6006 Luzern  
CH - Schweiz

Verlag: Edition Klickwerkstatt GmbH  
Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf  
Umschlaggestaltung, Buchsatz: Catherine Strefford unter der  
Verwendung von © Elnur und © Askhat / Adobe Stock  
Lektorat, Korrektorat: Magret Kindermann  
Druck: SOWA Sp. z.o.o., Raszynka

Weitere Infos auf: [linus-ortelli.com](http://linus-ortelli.com)

ISBN Paperback: 978-3-96966-496-4  
ISBN e-Book: 978-3-033-08403-2

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des  
Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder  
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche  
Zugänglichmachung.

*Für meine Familien*



*Niemand hat das Recht zu gehorchen.  
Hannah Arendt (angeblich)*



# 26. SEPTEMBER 2033

## Prolog

Admiral Jamal N. Lewis beobachtet von der Brücke aus, wie sie die Geschütze laden.

Er kneift die Augen zusammen und geht näher ran, denn der Nebel, der über dem Pazifik hängt, ist dick und milchig und versperrt auch dem schärfsten Auge die Sicht.

In seinem Magen war in den letzten Stunden ein Gefühl entstanden, das er zuletzt als Marine-Aspirant verspürt hatte. Damals während seiner ersten Stürme auf See. Er war schrecklich seekrank gewesen und irgendwann hatte er nicht mehr gewusst, wie oft er sich übergeben hatte, unter spöttischer Aufsicht des jeweiligen Vorgesetzten. Diese Zeit lag glücklicherweise seit zwanzig Jahren hinter ihm. Seitdem war er steiler aufgestiegen, als er je zu träumen gewagt hatte. Doch nun fühlt er wieder dieses beklommene Feuer in seinen Eingeweiden. Dieses Schwindelgefühl. Ist die Peitsche der Meere, die gefürchtete Seekrankheit nach so langer Zeit etwa zurückgekehrt? Nach all den Jahren? Ist das bei einem solch erfahrenen Matrosen überhaupt möglich?

Nein, es ist die Aufregung, die Nervosität.

Er muss schließlich alles im Überblick behalten.

Selbst für den stärksten Krieger eine enorme Herausforderung. Der Druck ist vertraut, gerade deswegen ängstigt er ihn.

Er geht die Treppe hinunter zum Deck, atmet einmal tief die salzige Luft ein und berührt die stählerne, kalte Außenhülle des Flugzeugträgers, auf dem er das Kommando führt. Die USS Gerald R. Ford: ein fast Hunderttausend Tonnen schwerer, hochmoderner, bis an die Zähne bewaffneter, schwimmender Flughafen. Aktuell durchpflügt die größte jemals existierende, im Meer treibende Streitkraft der Welt den nördlichen Pazifik. Das maritime Ungeheuer hatte bis zu ihrer Wasserung 2017 bereits zwanzig Milliarden Dollar verschlungen und seitdem für Wartung und Unterhalt noch deutlich mehr.

Aktuell befehligt Admiral Lewis den Flugzeugträger und dazu einen begleitenden Verband mit über dreitausendfünfhundert Frauen und Männern unter seinem Kommando. Als Flotte umfassen sie zwei U-Boote, mehrere stählerne Beiboote, Versorgungsschiffe mit Nahrungsmittel, Treibstoff und Munition sowie diverse Kampfflieger. Dazu die vor Kurzem generalüberholte und modernisierte USS Gerald R. Ford, das Herz der riesigen Seemacht. Dreihundert Meter lang und knapp achtzig Meter breit.

Alles ist auf Admiral Lewis' Befehl ausgerichtet.

Militärische Rangfolge, klare Befehlsketten.

Und der nächste Befehl wird der entscheidende sein!

»Ich muss schauen, dass wir nicht zu spät dran sind«, denkt Lewis und blickt auf seine Hublot-Uhr, angeblich



bis zu einer Tiefe von viertausend Metern wasserdicht. Zeit checken: eine hundertfache, tägliche Routine.

Doch dieses Mal stockt er, denn er blickt nicht auf die Uhrzeit, sondern auf das Datum: 26. September 2033. Der Schreck fährt ihm durch Mark und Bein. Die Erinnerung an dieses Datum durchdringt ihn wie starker Regen undichte Kleidung. Genau heute vor 50 Jahren rettete der russische Oberleutnant Stanislaw Petrow die Welt vor der totalen Zerstörung.

Petrow war der leitende Offizier einer mit nuklearen Raketen bestückten sowjetischen Satellitenüberwachungsanlage, die am 26. September 1983 fälschlicherweise einen Atomangriff durch die USA detektierte. Durch Petrows Eingreifen und seine Weigerung, einen eigentlich befohlenen nuklearen Gegenschlag einzuleiten, verhinderte der Mann den dritten Weltkrieg. Die stets befürchtete Apokalypse des Kalten Krieges blieb aus. Wir sind noch da!

Admiral Lewis fühlt sich plötzlich zurückversetzt in seine College-Zeit. Damals, als er der umschwärmte Running-Back auf der Militär-Universität West Point war und ihm alle zugejubelt hatten. Doch er hatte immer mehr gewollt. Sein Wunsch war und ist es, tiefe Spuren in der Weltgeschichte zu hinterlassen. Nicht als College-Sportler, sondern als Mann mit Einfluss.

Mit diesem Hintergrund stolperte der junge Student damals über eine Fernsehdokumentation, die sich um eben diesen Petrow drehte – und ihn tief beeindruckte. Was für ein Mann! Was für ein Mut!

Deshalb hat er sich dieses Datum gemerkt, in Gesprächen immer wieder auf das Ereignis verwiesen und

davon geträumt, auch einmal eine heldenhafte Tat zu vollbringen. Petrow ist für ihn der Beweis, dass ein einzelner Mensch eben doch einen entscheidenden Unterschied in der Weltgeschichte ausmachen kann.

Aus dem sportlichen Studenten war bald darauf ein Navy-Seal geworden, der den Traum von historischer Größe mit aller Beharrlichkeit verfolgte.

In der modernen US-amerikanischen Eliteeinheit fand Lewis schon bald heraus, wie man Karriere macht: unerbittlicher Durchhaltewillen, adrettes Auftreten und bedingungsloser Gehorsam. Für einen schon immer ehrgeizigen, farbigen Jungen aus bescheidenen Verhältnissen durchaus bekannte Tugenden. Diesen Prinzipien folgend brachte er es zu einem der mächtigsten Soldaten der Weltmeere. Zum Admiral, dessen Vorgesetzte und Crew ihn ausnahmslos respektieren und ihm uneingeschränkt vertrauen. Ein stolzer Patriot, zu dem man aufblickt.

Lewis läuft die restlichen Treppenstufen langsamer hinab. Dann unterbricht er seinen Abstieg. Er blickt zur Seite und betrachtete sein Abbild in einem der spiegelnden Fenster, das entlang der Treppe angebracht ist. Er sieht einen großgewachsenen, attraktiven Mann mit breiten Schultern, adrettem Haarschnitt und makelloser, zedernholzfarbiger Haut. Eigentlich ein Bild von Energie und Autorität.

Doch blickt er nun in tiefe Sorgenfalten. Seit drei Tagen hat er nicht mehr als zwei Stunden am Stück geschlafen! Seitdem sind sie in höchster Gefechtsbereitschaft! Und dieser Rhythmus zerrt selbst an den stärksten Nerven. Es geht schließlich um Krieg.

Die Situation schien sich in den letzten Tagen sekundlich zu verschärfen, wenn er den Befehlen und Warnungen seiner Vorgesetzten Glauben schenken darf. Die Kampfflieger kreisen über der Flotte, ausgestattet mit maximaler nuklearer Bewaffnung. Die Tomahawks mit über eintausendfünfhundert Kilometer Reichweite sind geladen und schussbereit. Und auch das U-Boot ist in der Lage, seine Wasserstoffbomben innerhalb von Minuten zu zünden. Im Visier: Russland. Die zweitgrößte Militärmacht mit einem Atomarsenal, das die Welt alleine in einen jahrzehntelangen nuklearen Winter hüllen kann.

Admiral Lewis hat schon lange nicht mehr an Petrow gedacht. Doch dessen Geschichte hatte ihn am Anfang seines Weges geprägt, das Datum ist bis heute in seiner Erinnerung eingebraunt. Ist es ein Zufall, dass gerade er – ein tiefer Bewunderer von Petrows damaliger Entscheidung – sich hier und jetzt an dieser Stelle der Geschichte befindet?

Er blickt nachdenklich auf die See und prüft nervös seine wie immer perfekt sitzende Uniform mit den zahllosen Abzeichen und Ehrenzeichen. Er hatte bisher immer Vertrauen in die Führung seines Landes gehabt, doch die Dinge scheinen gerade schrecklich außer Kontrolle zu geraten. Werden sie es tatsächlich wagen, zu schießen und einen Atomkrieg zu riskieren?

Ein Gedanke an Befehlsverweigerung streift seinen Geist. Trägt er nicht auch Verantwortung für das Leben seiner Matrosinnen und Matrosen? Als Aggressor würde sein Flottenverband natürlich sofort unter Gegenbeschuss kommen. Und das vermutlich auf eine Art, die

auch ihre modernsten Abwehrsysteme – die neuste Phalanx-Generation von Raytheon – überfordern würde. Muss er nicht schon seiner Mannschaft wegen einen solchen Angriffsbefehl verweigern? Soll er es machen wie Petrow, wenn die Zeit kommt? Niemand kann doch bestreiten, dass eine solche Attacke Wahnsinn ist!

Doch Widerstand scheint zwecklos. Sie würden ihm sofort das Kommando entziehen und einen willigen Stellvertreter benennen. Doch zumindest würde dann das Blut der Welt nicht an seinen Händen kleben.

Nein, es darf nicht sein! Sie werden es nicht wagen!

Sein Funkgerät piepst.

Admiral Lewis presst es sich ans Ohr und sein eigentlich stabiler Magen verkrampft sich noch mehr, als er den Befehl hört.

»Aye, Aye!«, murmelt er pflichtbewusst und schreitet so schnell wie möglich zum hoch aufragenden Kommandozentrum des Schiffes zurück. An die Überprüfung der Geschütze verschwendet er keinen Gedanken mehr.

# 03. JANUAR 2009

## Genesis-Block

Das blaue Licht des Laptops spiegelte sich in Carmen Chavez' Brillengläsern wider. Es hatte bereits vor einiger Zeit gedämmt und so war es eher dunkel im Zimmer, in dem die Rollläden sowieso meist runtergelassen waren.

Tipp, tipp, tipp.

Seit Wochen saß sie nun pausenlos auf dem kratzigen Bürostuhl, ernährte sich ausschließlich von Weißbrot-Scheiben mit Käse und vertiefte sich immer weiter in die Codes und Zahlen, die auf dem Bildschirm erschienen. Heute hatte sie bereits wieder sechzehn Stunden ohne Pause geschrieben.

Snippets.

C++.

Tipp, tipp, tipp.

```
currentValues = conn.api_query(„returnTicker“)
```

Ihre Zeigefinger hackten auf die Tastatur – schnell und gezielt wie zwei Adler im Sturzflug auf eine Maus im gemähten Maisfeld. Das Zehn-Finger-System hatte sie

nie gelernt. Wie auch? Den ganzen Zauber hatte sie sich ja selber beigebracht – da war *korrektes* Schreiben nie Priorität gewesen. Und sie war auch mittlerweile schnell genug mit zwei Fingern.

```
int l = 2*i+1;
```

Diese Linie schmeckte nach Grapefruit. Sie brauchte etwas Süßes, um das auszugleichen.

```
bool isBST(struct node* root)
```

Besser. Viel besser.

Manchmal hörte sie auch, wenn etwas falsch geschrieben war, als fele einem erfahrenen Dirigenten die verstimmte Tuba in der hinteren Reihe auf. Und das ließ sie wahnsinnig schnell sein.

Sie wusste, dass sie Dinge anders als die Menschen um sie herum wahrnahm.

Und gerade jetzt sah sie den Ton, wenn jemand die Haustür zuknallte. Jeff, ihr bester Freund und Mitbewohner, war mit seiner neuen Freundin Tina, die Carmen nicht ausstehen konnte, zurückgekommen. Diese war eifersüchtig und unterstellte Carmen amouröse Interessen an Jeff. Carmen fand das lächerlich: Jeff war immer nur eine Art Bruder gewesen.

Und sowieso: Männer – bäh.

Der aktuell größte Konflikt drehte sich ums Geld. Carmen war im Moment tatsächlich bei der gemeinsamen Miete keine große Hilfe und von Jeffs Anstellung

als Fahrrad-Mechaniker abhängig. Und außerdem war sie aktuell auch nicht die angenehmste Mitbewohnerin. Körper- und Zimmerhygiene ließen zu wünschen übrig und sie bewegte sich nur zwischen Schlafgemach und Klo. Wenn sie Jeff doch mal zwischen Flur und Küche traf, murmelte Carmen unvollständige Sätze über Geld, Mathematik, Hashes und Kryptografie. Jeff wiederum bügelte dies mit ein paar knappen Worten ab – er verstand sowieso nicht, um was es ging. Nicht schön. Aber es musste sein! Und schließlich hatte sie Jeff in den letzten Jahren ja auch oft genug mitgeschleppt. Nun brauchte sie sein Entgegenkommen.

Sie hörte ihn mit Tina durch den Flur tappeln und setzte sich Kopfhörer auf.

»Bitte, lasst mich einfach in Ruhe«, dachte sie.

Die Tür wurde geöffnet.

»Hey, Carmen. Kommst du mal nach vorne?«, fragte Jeff.

»Ja, klar. Ich muss hier noch was fertigmachen, aber dann komme ich«, log sie.

»Wir wären froh, wenn du jetzt kommen kannst«, antwortete Tina über Jeffs Schulter hinweg und schniefte. Das blonde Mädchen von üppiger Statur und mit einer auffälligen Hornbrille hatte die Angewohnheit, regelmäßig die Nase laut hochzuziehen.

Statt zu antworten blickte Carmen auf ihr Chat-Fenster, in dem eine neue Nachricht von einem ihrer Gefährten aufgepoppt war. Mit geweiteten Pupillen las sie: »The Times 03/Jan/2009 Chancellor on brink of second bailout for banks.«

Ihr Herz setzte einen Schlag aus. Nicht zu fassen! Es hatte geklappt! Der Genesis-Block! Soeben hatten sie das Bitcoin-Netzwerk erfunden, die ersten 50 Bitcoins geschöpft, die erste Transaktion durchgeführt. Und das alles auf ihre Initiative hin!

»Es hat geklappt!«, rief sie und sprang auf, woraufhin sie sich den Kopfhörer vom Kopf riss, was ihr in anderen Momenten wehgetan hätte, doch jetzt spürte sie keinen Schmerz.

»Was hat geklappt?«, fragte Jeff.

»Die erste Transaktion. Wir haben von einem Konto zum anderen direkt und ohne Mittelsmann Daten verschoben, 100 Prozent sicher und nicht zu hacken.«

»Hast du schon mal was von E-Mail gehört?«, fragte Tina.

»Nein, keine E-Mail. Eine Transaktion. Ich habe etwas und kann es jemand anderem senden, ohne dass eine Drittpartei diese Transaktion sichert. Der andere hat es nachher, ich nicht mehr. Es klappt nur über das System, über die Community, die jede Aktion bestätigt.«

»Was schickt ihr denn hin- und her?«, fragte Tina.

»Geld!«

Jeff kramte in der Tasche seiner Converse-Jacke und zog einen Ein-Dollar-Schein heraus: »Solches Geld?«

»Ein Versprechen, Jeff. Geld ist ein Versprechen, dass ich mir damit in Zukunft etwas kaufen kann. Es ist nur ein Fantasieprodukt und jeder kann sein eigenes Geld machen.«

»Was quatschst du für Blödsinn?«, fragte Tina.

Jeff beugte sich derweil über den Laptop. »Wow, was ist denn das für ein Kauderwelsch?«, fragte er, nachdem



er die Codes ein paar Sekunden studiert hatte. »Und was bedeutet das da?« Er hob einen spitzen Bleistift neben der Tastatur auf und zeigte damit auf den Bildschirm.

Carmen blickte ihm tief in die Augen. »Das, mein Freund, bin ich. Mein Pseudonym: Satoshi Nakamoto.«

»Jetzt hör' auf zu quatschen. Ich will jetzt wissen, wie viel Dollar du mit deinem Geschreibsel da verdienst!«, fragte Tina.

»Keine Dollar. Unsere eigene Währung: Bitcoin.«

»Ok, und wie viel Dollar bekomme ich für einen Bitcoin?«

»Wenn du Glück hast, ein paar Cent, aber das ist nur im Moment so. Wenn ...«

»Du bist eine dumme Gans!«, fuhr Tina auf. »Jeff arbeitet wie ein Tier, damit du hier deine Fantasie-Spiele mit deinen Loser-Freunden machen kannst. Ich habe Neuigkeiten für dich: Damit ist es jetzt vorbei! Du zahlst ab jetzt Miete oder bist nächste Woche raus. Habe ich nicht recht, Jeff?«

Sie drehte sich zu ihm.

»Na ja«, begann Jeff. »Es wäre schon schön, wenn du dich hier ein wenig mehr beteiligen könntest und ...«

»Seid ihr komplett bescheuert? Wir machen hier Geschichte!« Carmen geriet außer Atem. »Kommt ... Bitte kommt. Schaut es euch doch an, ich kann es erklären.«

Lustlos stellten sich die zwei hinter Carmen und betrachteten den Computer mit reglosen Gesichtern. Carmen redete minutenlang auf sie ein. Sie versuchte zu erklären, dass alles Geld aus dem Nichts entstand

und es eigentlich jedem möglich war, eine eigene Währung zu schaffen, wenn er nur die Transaktionen und das Eigentum der Geldinhaber sichern konnte.

Und dass sie das geschafft und damit das gesamte Geldsystem revolutioniert hatte ... Doch sie merkte bald, dass es sinnlos war.

Resigniert blickte sie zu ihrem jahrelangen Freund: »Also, was ist nun, Jeff? Wirfst du mich aus unserem gemeinsamen Zuhause? Ich kann nicht arbeiten. Ich muss dieses Ding fertigmachen.«

»Carmen, du kannst hierbleiben, bis du etwas anderes gefunden hast – egal wie lange es dauert. Aber du fängst jetzt an zu suchen.«

»Genau. Und nur, dass du es weißt: Sobald du hier weg bist, ziehe ich ein«, setzte Tina einen drauf.

Carmen blinzelte eine Träne weg. »Ach, Jeff: Dabei ist es doch perfekt!«

Carmen und Jeffs tiefe Freundschaft hatte sich an einem typisch pubertären Ereignis an ihrer gemeinsamen Unterstufenschule entzündet. Carmen befand sich in der großen Pause in einer leicht bewaldeten, erhobenen Ecke des Schulhofes, wo es herrlich harzig nach Fichten und stacheligen Baumkronen roch.

Sie kauerte nieder, suchte nach Ästen und Stöcken, in deren Haptik sie so viel Schönheit fand. Sie fuhr mit den Fingern die braunen Baumkrusten entlang oder schlug mit Stöcken gegen die massiven Stämme der Bäume. Irgendwie erschien ihr die Natur weniger fragil als die menschliche Natur und Gesellschaft.

Als sie so dastand, näherten sich fünf ältere Mitschüler: vier Mädchen und ein dicker Junge namens Henry, der auffällig rotes Haar hatte und dessen Lachen eine große Zahnücke zwischen großen, gelben Schneidezähnen offenbarte. Durch seine auf Fastfood beschränkte Ernährung war er mit dreizehn Jahren bereits über 80 Kilo schwer. Und der bekannteste Schläger der Schule wusste seine Masse zu nutzen.

»Na, du Flachbrust? Was treibst du hier?«, meinte Jill, eines der beliebtesten und fiesesten Mädchen der Schule, das die Gruppe anführte. Jill war berüchtigt in der Schule. Sie entschied, wer cool war und wer gemobbt wurde. Sie wusste, wie sie geschickte Allianzen unter den Mitschülern schmiedete und das fragile, soziale Gefüge, das eine Schule voller Halbwüchsigen aufwies, geschickt für ihre Zwecke zu nutzen.

»Ich ... ich ...«, antwortete Carmen stotternd.

Sollte sie weglaufen? Sie blickte hinter sich den Hügel hinunter. Das schien vielversprechend. Doch etwas hielt sie zurück. Sie lief nicht gerne davon. Auch wenn es vielleicht besser wäre...

»Mehr bringst du nicht raus? Ich ... Ich ...«, äffte Henry sie hämisch nach. Er schritt um sie herum, sodass er direkt hinter ihr stand und sie seinen käsigen Atem spürte.

Sie wollte sich umdrehen, doch Henry packte sie bei ihren dünnen Armen, trat ihr die Beine unter dem Körper weg und zog sie rücklings auf den Boden.

»Jetzt wollen wir mal schauen, ob du unten rum auch so dürr bist«, rief Jill voller teuflischem Entzücken.

Die anderen Mädchen packten Carmen an den Beinen und Füßen und hielten sie fest, sodass sie sich nicht mehr bewegen konnte. Jill hob Carmens Rock hoch und lachte laut aus. »Schaut euch das an! Sie trägt Hero-Turtles-Unterwäsche! Lässt du etwa Echsen an deine Fotze, Mädchen?«

Schamvolle Hitze übermannte Carmens Körper. Dabei mochte sie eigentlich keine Hero Turtles. (Wenn schon ein Superheld, dann Zorro.) Doch sie musste nun mal anziehen, was sie zuhause bekam.

»Haha! Echsen! Die wäre doch was für dich, Henry!«, quietschte Aliya, eines der Mädchen, die sie kraftvoll festhielten.

»Halt die Fresse!«, maulte dieser zurück.

Jill machte sich derweil bereits daran, die blau-grüne Unterhose von Carmens heftig strampelnden Schenkeln zu ziehen.

»Lasst mich sofort los!«, rief Carmen in Panik, während ihre Scham vor ihrer Mitschüler Augen entblößt wurde.

»Schau doch! Da hat sie noch eine Scheißspur hinterlassen!«, höhnte ein weiteres der Mädchen. Und tatsächlich hatte sich ein kleiner, brauner Kotrückstand in ihrer Unterhose gebildet.

»Du solltest weniger von den Scheiß-Mexikanerbohnen fressen!«, rief Aliya.

Die Kinder jaulten und lachten mit aller Bosheit der aufkommenden Pubertät, während sie das zappelnde Mädchen weiter auf dem Boden fixierten.

Natürlich blieb der Tumult nicht unbemerkt. Lautes Geschrei dröhnte auf den Schulhof hinüber und

immer mehr Schüler wollten sich das offensichtlich unterhaltsam-perverse Schauspiel nicht entgehen lassen. Bald standen über zwölf Jugendliche um Carmen herum und gafften lüstern oder feixten, während diese unter Tränen ihre Kleidung wieder hochzog, nachdem ihre Peiniger endlich von ihr abgelassen hatten.

Als der erste Lehrer eintraf, war das Schlimmste bereits überstanden. Wenigstens hatte er es mitbekommen. Das konnte nicht ohne Folgen für ihre Klassenkameraden bleiben ... Doch Carmens Hoffnung auf eine gerechte Strafe wurde bitter enttäuscht. Ihre Tante Tia Maria wurde zwar am nächsten Morgen zur Schule aufgeboten, worauf diese auch Folge leistete. Allerdings entschuldigte der zuständige Schuldirektor Bloomington das Geschehen mit »kindlicher Neugier«. Er und Tia Maria einigten sich darauf, dass die Anführer mit einer schlimmen Standpauke und einer Woche Nachsitzen davonkommen sollten.

Carmen verfiel noch auf dem Nachhauseweg in einen Heulkampf. Sie konnte nicht glauben, wie ihre Würde für eine lächerliche Strafe verschachert wurde. Sie würde es jedenfalls nicht dabei bewenden lassen! Das schwor sie sich noch an jenem Abend, als sie bereits um neun Uhr im Bett lag – nach einem bösen Streit mit Tia Maria und ihrem Freund Angel.

»Ich muss noch grausamer zurückschlagen«, dachte sie sich. »Sonst bin ich nächstes Mal wieder das Opfer.«

Doch was sollte sie tun? Sie wusste noch nicht, dass sie bald ihre erste Lektion im Kampf gegen die Mächtigen lernen würde: Man braucht Verbündete.

Am nächsten Tag saß sie mittags alleine an einem Tisch in der Cafeteria und war sich sicher, dass die gesamte Schule sie anstarrte und heimlich hinter ihrem Rücken über sie tuschelte.

Da setzte sich ein schwarzer Junge mit glatten, in die Stirn gekämmten Fransen zu ihr, ein großer Schlacks. »Hi. Ich bin Jeff!«

»Jeff wer?«, meinte sie und stocherte im ungenießbaren Kartoffelstampf auf ihrem Plastikteller.

»Jeff Fredrickson, Madame«, er deutete eine kleine Verbeugung an.

Natürlich kannte sie ihn. Basketballer im Varsity-Team mit einem für sein Alter ziemlich guten Baby-Hookshot, beliebt, ein nettes Wort für jeden. Keine große Leuchte, aber jemand, der bisher nicht als Mobber aufgefallen war. Sie fragte sich, ob nun die nächste Gemeinheit folgen würde.

»Das war 'ne ganz schön heftige Nummer gestern!«

»Hör zu. Ich glaube, ich hab's gestern echt genug abbekommen und wenn du jetzt ...«

»Weißt du, diese Jill ist ein richtiges Biest! Meinen Kumpel hat sie von ihrer Clique voll fertig machen lassen, weil er sie nicht gratis ins Kino seines Vaters schmuggeln wollte.« Er lächelte sie auf beknackte, aber irgendwie auch sympathische Weise an.

Carmen wusste nicht recht, was sie sagen sollte. Sie brachte ein verwirrtes »Dankeschön« heraus.

»Jedenfalls«, Jeff zögerte einen Augenblick, als müsste er sich seine nächsten Worte noch mal genau überlegen. »Falls du dich bei ihr rächen möchtest – I got your back!«

Er zwinkerte ihr zu und lief davon.

Sie stand sofort auf, eilte ihm nach und hielt ihn am Arm fest. »He? Was meinst du damit? Hast du einen Plan?«

»Am besten maskierst du dich und haust ihnen einen Nunchuck über die Rübe.«

Da war sie! Die Turtles-Unterhose! Michelangelo: die pizzafressende Schildkröte mit den wirbelnden Ninja-Waffen! Es war der Hinweis auf die größte Peinlichkeit ihres Lebens. Alles nur, um sie noch mehr zu demütigen! Was für ein Arsch!

Sie drehte sich um und wollte weglaufen, doch Jeff hielt sie am T-Shirt zurück. »Entschuldige! War wohl noch zu früh.« Der Versuch eines Lächelns. »Aber weißt du: So ganz falsch ist es nicht. Wir müssen ihre Streitmacht ausschalten.«

»Wovon sprichst du?«

»Na, dieser Fettkloß, Henry. Wenn der aus dem Spiel ist, ist Jill nur noch ein schwächliches Ding. Das wird ein Spaß!«

Und so lehrte Jeff sie in den nächsten Tagen die zweite Lektion im Kampf gegen die Mächtigen: Gewalt kann Macht erschaffen.

»Wie können Sie es wagen!«, brüllte Jills Vater.

Schuldirektor Bloomington fühlte sich offensichtlich nicht wohl in seiner Haut. Eine solch große Gruppe von Eltern und Schülern hatte er schon lange nicht mehr auf einmal am massigen Besprechungstisch seines Schulhauses versammelt.

Carmen blickte sich um und staunte darüber, was sie ausgelöst hatte. Jeff hatte völlig recht gehabt: Henry war der Schlüssel.

Jeff hatte einige seiner Freunde aus der Basketball-Mannschaft überredet, dass der Clique rund um Jill eine Lehre gebührte. Sie passten Henry auf dem Nachhauseweg ab. Carmen, Jeff und fünf von seinen Freunden aus dem Basketball-Team. Die Jungs packten den dicken Schläger und drückten seine Arme und Beine zu Boden, direkt neben einem kleinen Weiher. Carmen kam die Ehre zu, Henrys Kopf über Minuten hinweg immer wieder in den Teich zu tunken, bis der Übeltäter nur noch nach Luft röchelte. Von da an nahm er Abstand von jeglichen Aggressionen und verkroch sich vor Freund und Feind wie ein geschlagener Hund.

So lernte Carmen ihre dritte Lektion über die Macht: Mächtige sind verletzlich, denn ihre Macht beruht auf ihrer Einsamkeit an der Spitze.

Nachdem Henry ausgeschaltet war, flog die verschworene Clique zusammen wie ein Jenga-Turm, dem der entscheidende Stein entzogen wurde. In der gesamten Schule fanden sich Leute, die bereit waren, sich gegen Jills Herrschaft aufzulehnen. Plötzlich erhielten die Jugendlichen, die ihr treu ergeben und bisher die »cool kids« waren, hässliche Spitznamen, fanden Kot und Unrat in ihren Spinden und Sporttaschen, wurden »versehentlich« im Sportunterricht zu Boden gecheckt oder hörten die ganze Zeit dieses perfide Lachen hinter ihren Rücken, das wie schwarzer Krebs in die Seele eines jungen Menschen eindringt. Die Situation eskalierte schleichend und endete damit, dass



Carmen und Jill in der Mittagspause aufeinander losgingen, sich mit Fäusten schlugen, sich traten, bissen und kratzten. Bis zwei Lehrerinnen sie voneinander losrissen.

Schlägereien kamen an der Schule zwar durchaus öfters vor. Doch das war eine ganz schön wilde Sache gewesen und der Konflikt zwischen Carmens und Jills Gefolgschaft hatte in letzter Zeit schon häufiger für Ärger und Prügeleien gesorgt. Nun also diese Sitzung mit Eltern und Erziehungsberechtigten. Carmen, Tia Maria, Jeff und seine Mutter, Jill und ihre Eltern und dazu die engsten Freunde von Jill sowie die Jungs aus dem Basketball-Club mit ihren Vormündern.

Doch die große Runde führte vor allem dazu, dass ein großes Durcheinander herrschte und niemand fand, dass er genügend zu Wort kam. Die Erwachsenen drohten, beleidigten und schrien sich genauso an, wie es zuvor die Kinder getan hatten.

Im Gegensatz zum ersten Besuch bei Direktor Bloomington gab Tia Maria dieses Mal nicht klein bei. »Ja, ich wage es, mein Herr! Ihre Tochter hat eine ganze Schule terrorisiert! Es gibt genug Berichte von vielen anderen Schülern ...« Sie war aufgestanden und nahm dieselbe drohende Haltung ein wie Jills Vater auf der anderen Seite des Raumes.

»Ich bitte Sie: Meine Damen, meine Herren!«, flehte Schuldirektor Bloomington sie um Ruhe an.

Sie saßen nun schon über zwei Stunden hier. Es war nur zu offensichtlich, dass der Direktor diesem ganzen Gedöns einfach so schnell wie möglich ein Ende bereiten wollte.

Schlussendlich einigte man sich darauf, dass man sich gegenseitig die Hand reichte, dass alle beteiligten Schüler für ein Jahr im Provisorium landeten und bei der nächsten groben Verfehlung Schulverweis drohte.

»Danke, Tia«, sagte Carmen, als sie in Marias Pick-up nach Hause fuhren.

»Du musst mir nicht danken. Sagen wir einfach, du hast das Richtige getan.«

Sie fuhren eine Weile schweigend, bevor Tia Maria ergänzte: »Als wir das erste Mal beim Direktor waren, hatten wir keine Argumente, weil wir keine starke Position hatten. Sie haben dich verletzt, doch niemand war bereit, für Gerechtigkeit zu sorgen. Nun hast du dich gewehrt und das änderte die Situation zu deinen Gunsten. Erst aus dieser Position heraus war es sinnvoll, auch beim Direktor zu kämpfen.«

Und so lernte Carmen ihre vierte Lektion über den Kampf gegen die Macht von ihrer Tia Maria. Nämlich, dass man erst dann verhandelte, wenn man bereits gewonnen hatte. Die Alternative dazu war die Niederlage. Der Weg dorthin der Kampf.

Dass Carmen Chavez bei ihrer Tante Tia Maria und nicht ihren Eltern aufwuchs, war auf eine Reihe bürokratischer Grausamkeiten zurückzuführen. Sie war am 28. Januar 1987 um 23.59 Uhr während eines heftigen Gewitters in Louisville, Kentucky zur Welt gekommen. Und damit gerade noch rechtzeitig, um im chinesischen Zeichen des Tigers geboren zu sein. Ihre Mutter liebte Horoskope und Astrologie.

Und so war ihr diese astrologische Punktlandung nicht entgangen. Sie las noch im Krankenhaus ihrer kleinen Tochter vor, dass sie als im Zeichen des Tigers Geborene durch »ihre Energie, ihren Mut und ihre Unabhängigkeit« bestechen würde. »Du wirst oftmals radikal und leichtsinnig entscheiden und keinen Wert auf finanzielle Sicherheiten legen. Das kann bei Glück zu Reichtum, aber ebenfalls Armut führen«, rezitierte sie aus einem mit Brotkrümeln besudelten Heftchen.

Carmens Vater Mateo hatte als treuer Katholik nichts für solche Hirngespinnste übrig. Er fürchtete vor allem das weitere hungrige Maul in seinem von finanziellen Problemen geplagten Haushalt. Er war mit seiner Frau und vier weiteren Kindern vor zwei Jahren aus Mexiko in die USA eingereist und lebte von schlecht bezahlter Schwarzarbeit auf einem der endlosen Maisfelder der Gegend. Abends kam er jeweils müde und nach Blütenstaub und altem Tabak riechend nach Hause.

Auch Carmens Mutter Blanca trug zum Unterhalt des Haushalts bei und putzte Häuser in den reichen Vorstadtgegenden. Wenn sie nach Hause kam, war sie nicht weniger müde. Der typische beinharte Alltag illegaler Einwandererfamilien aus Südamerika. Es mangelte oft an Geld und Zeit, doch nie an Herzlichkeit.

Carmen war das erste Kind der Familie Chavez, das in den USA geboren wurde, und hatte damit Anspruch auf die amerikanische Staatsbürgerschaft. Und Mama Blanca setzte alle Hebel in Bewegung, damit das auch geschah. Sie hatten die Hoffnung, dass eine Staatsbürgerin in ihren Reihen die prekäre Aufenthaltssituation

der Familie verbessern würde. Doch der bürokratische Apparat hatte gegenteilige und grausamere Absichten mit der Familie vor. Ein Richter beschäftigte sich durch Carmens Einbürgerung intensiver mit den Chavez und verklagte Mateo wegen Schwarzarbeit und Steuerhinterziehung. Der Schuldspruch durch das Gericht mit beschlossener Ausweisung durch die Behörden flatterte bald darauf ins Haus.

Und so drang drei Tage vor Carmens erstem Weihnachtsfest eine Polizeieinheit mitten in der Nacht in das Haus der Chavez' ein. Natürlich konnte sich Carmen nicht mehr an die Szenen erinnern, nicht mehr an den heftigen Krach, die eingetretene Tür und die Gewehrmündungen, die auf sie und ihre schutzlosen, schreienden und weinenden Geschwister gerichtet wurden. Doch vielleicht nahm ihre tief empfundene Abscheu für jegliche Autorität in dieser Nacht ihren Anfang (das schien sogar wahrscheinlich, als Carmen den schwarzgekleideten Mann, der sie aus ihrem Bettchen hob, schreiend in die Hand biss).

Die Familie landete in Abschiebehaft. Ein übergewichtiger Glatzkopf besiegelte ihr Schicksal mit einem einfachen: »Ihre Ausweisung wird vorbereitet.«

Die Behörden stellten die Eltern vor die brutale Wahl, Carmen entweder mit nach Mexiko zu nehmen oder sie in die Obhut eines Kinderheims in den USA zu geben – schließlich war sie in den USA geboren. Matteo und Blanca entschieden sich, das Kind mit sich zu nehmen, doch im letzten Moment griff Tia Maria ein und übernahm das Sorgerecht für Carmen, sodass diese weiter in den Staaten bleiben durfte.

Das Mädchen brüllte sich über Monate die Seele aus dem Leib, als es zu begreifen schien, dass weder Mama noch Papa wieder in sein Leben zurückkehren würden. Eine echte Bewährungsprobe für seine Tante, die zu errahnen begann, dass sie nie die gleiche Liebe für dieses Kind aufbringen würde, wie es Eltern auf natürlich Weise für ihren Nachwuchs tun. Doch, dass sie sich um es kümmern würde, stand außer Frage. Tia Maria war eine Frau von eiserner Disziplin, mit stark ausgeprägten christlichen Werten und einem unerschütterlichen Pflichtbewusstsein für die Familie.

Carmens Eltern versuchten in den Jahren nach ihrer Ausweisung alles, um wieder in die USA einzureisen, doch vergebens. Deshalb wuchs Carmen bei ihrer abergläubischen und schrulligen Tia Maria auf, ohne weiteren, vertieften Kontakt zu ihren Eltern und Geschwistern.

Leider kannte Tia Maria keine Kinderlieder. Und so trug sie den schreienden Säugling stundenlang herum und zählte. So versuchte sie, ihr Findelkind zu trösten und nicht den Verstand zu verlieren. »Uno, dos, tres, cuatro...«, immer und immer wieder. Und so waren Carmens erste Worte »uno« und »dos« und nicht »mama« oder »gato«, wie es bei den meisten anderen Kindern der Fall ist.

Hatten diese Umstände auch ihre Liebe zur Mathematik entflammt? Denn Zahlen liebte Carmen seit frühester Kindheit wie verrückt ... So klar und rein. So verbindend. Nicht so wie die verwirrenden Wörter. Sprechen fand sie viel schwieriger. Wenn sie etwas in

Worte fassen musste, fühlte sie sich verloren und oft nicht verstanden.

Wenn sie sprach, dann spanisch. Mit Eintritt in den Kindergarten erwartete man dann von ihr, dass sie die Sprache der Menschen sprach, die sie zuhause »Gringos« nannten und die sie aufgrund schlechter Erfahrungen im Alltag mied. Die zusätzliche Verwirrung verstärkte ihre bereits bestehende Abneigung zu Wörtern. Legasthenie sagten sie dazu, doch für Carmen waren die Wörter einfach alle viel zu grün. Dagegen waren Nummern, Gleichungen und Zahlen so viel realer. So viel näher an der Wahrheit.

Körperlich entwickelte sie sich prächtig. Sie war schlank, kräftig und groß für ihr Alter. Sie trug langes, krauses, schwarzes Haar, hatte hellbraune Haut und haselnussbraune Augen, die sie schon bald hinter einer Brille aus dem Pfandhaus verstecken musste. Tia Marias Freund Angel nannte sie »süß, wenn auch etwas zu dürr«. Dass hinter hämischen Kommentaren oft eher lüsterne Fantasien als väterlicher Schalk steckten, würde Carmen noch erfahren müssen.

Wie so manches Kind war sie von einer unzählbaren Lebhaftigkeit beseelt, gepaart mit Trotz und latentem Widerstand. Und so begann in Tia Marias kleinem Spanplattenhaus ein schwieriges Verhältnis zu lodern – wie ein Lagerfeuer, das langsam und Stück für Stück mit mehr Holz beschichtet wird.

Zum ersten Eklat kam es an einer Thanksgiving-Feier, die in ihrer südamerikanisch geprägten Nachbarschaft stattfand. Carmen wurde angehalten, während des Mahls

mit den anderen Mädchen und Frauen in der Küche zu warten, zu kochen und zu servieren. Dies tat sie noch ohne Murren, mochte sie doch das geschäftige Treiben in der Küche und die netten Mädchen und Frauen aus der Nachbarschaft. Doch sie widersetzte sich vehement, als die Frauen anfangen, sich zwischen den Gängen direkt am Herd zu verpflegen, »weil die Männer an den Tischen Zigarren rauchen möchten«.

»Ich möchte auch am Tisch essen! Meine Beine sind müde und ich mag nicht mehr stehen«, beschwerte sich Carmen zuerst bei Tia Maria, dann bei den anderen Frauen und schließlich beim Gastgeber. Aus leisen, heißen Tränen wurde lauter Protest und kurze Zeit später ein hysterischer Anfall mit zerstörtem Mobiliar und Geschirr.

Nun verstand Tia Maria keinen Spaß mehr. Sie war auf die Nachbarn angewiesen, denn die Gemeinschaft war die soziale Versicherung des unsicheren Migrantenebens in amerikanischen Städten.

Als sie nach Hause kamen, setzte es zuerst eine ordentliche Standpauke. Das war nichts Neues, doch einige Stunden später kam Tia Marias Freund Angel nach Hause – stinkend nach Bier und dem Knoblauch aus der Hot Salsa, die an dem Thanksgiving-Fest so reichlich angeboten wurde. Angel hatte sich für Carmens Verhalten in Grund und Boden geschämt und empfand es als Demütigung gegenüber seinen Freunden, ein solch offensichtlich verzogenes Gör in seinem Hause zu dulden.

Er schlug sie. Zuerst ins Gesicht. Als sie in ihr Zimmer flüchtete, hastete Angel ihr nach. Dort ergab sich ein

Kampf, wobei das junge Mädchen hoffnungslos unterlegen war. Der massige Mann zog ihr kurzes T-Shirt aus, sodass sie oben ohne vor ihm stand und er ihren nackten Oberkörper schlagen konnte, warf sie aufs Bett und legte sich auf sie. Er verdrehte ihr den Arm und fixierte sie auf dem Bett, sodass sie bewegungsunfähig war. Sie spürte deutlich seine Erektion in ihrem Rücken, brüllte vor Schmerz und war sich sicher, dass Angel ihren Arm auskugeln würde. Sie schrie, was ihre Lungen hergaben, rief nach Tia Maria und trat ergebnislos um sich, bis der Mann auf ihr nach einigen Minuten doch von ihr abließ und aufstand.

Heftig atmend band er seine langen Haare zu einem Pferdeschwanz, lief zur Zimmertür und strich über seinen Schnauzer, der bis zum Kinn reichte. »Jetzt weißt du, was dich erwartet, wenn du dich so aufführst. Und dieses Mal war ich gnädig. Nächstes Mal endet es nicht so glimpflich für dich.« Angel knallte die Tür zu und ließ das zitternde zwölfjährige Kind zurück.

Tia Maria war während der ganzen Zeit im Elternschlafzimmer geblieben – für Carmen der größte Verrat ihres bisherigen Lebens.

Ihr Zuhause schien seit dem Vorfall mit Angel dunkler geworden. Wenigstens war es seitdem zu keinen weiteren Gewalteskapaden gekommen. Die beängstigenden Vorkommnisse nach der Thanksgiving-Feier wurden in der Familie totgeschwiegen, als wären sie nicht geschehen. Carmen verachtete Tia Maria für die fehlende Loyalität zu ihrer Stieftochter. Nichtsdestotrotz fürchtete sie Angels



unverhohlene Drohung und sie nahm sich fest vor, es nicht zu einer weiteren Eskalation kommen zu lassen.

Als sie in die Highschool kam, war sie kein schulischer Überflieger. Englisch, Biologie, Geschichte: Das war alles nichts für sie. Viel zu viele Wörter.

Aber in Mathematik und Physik wollten alle bei ihr abschreiben. Die Zahlen wurden ihr immer mehr zum vertrauten Freund:

158 = Bordeaux-rot und klingt wie ein leiser Gong.

Sie konnte Zahlen in ihre Einzelteile zerlegen, als lägen sie wie ein Bausatz vor ihr:

$$\begin{aligned}158 &= (1+1+11)^{(1+1)} - 11 \\158 &= 2 \times ((2/2+2)^{(2+2)} - 2) \\158 &= 33 + (3-3/3+3)^3 \\158 &= 4 \times (44-4) - (4+4)/4 \\158 &= 5 \times ((5+5)/5)^5 - (5+5)/5 \\158 &= 6 + 6 \times 6 \times 6 - ((6+6)/6)^6 \\158 &= 77/7 + 7 \times (7+7+7) \\158 &= 8 + 88 - (8+8)/8 + 8 \times 8 \\158 &= 9 \times (9+9) + (9-9 \times 9)/(9+9)\end{aligned}$$

Das war doch alles sonnenklar. Zumindest für sie. Sie liebte diese kontrollierbaren Puzzleteilchen der Logik, die in ihrem Geist neue Formen annahmen. Immer tiefer versank sie in den Mathematik-Büchern der überraschend gut ausgestatteten Bibliothek der Schule. Algebra,

Kombinatorik, Wahrscheinlichkeitsberechnung, Analysis, Topologie – alles saugte sie auf wie ein Schwamm. Vor allem die Arithmetik hatte es ihr angetan: Zahlentheorie, mathematische Spiele. Was für ein Spaß! Und so wuchs in dieser Highschool in Louisville, Kentucky ein unerkanntes Zahlengenie heran.

Die Schule selbst setzte statt auf Förderung auf Disziplin und Sicherheit. Die Angst vor Gang-Gewalt und den so einfach zu besorgenden Waffen waren die Hauptsorgen. So besuchte Carmen stets mit adrettem Dresscode den Unterricht und Sicherheitsangestellte patrouillierten bewaffnet auf den Schulgängen im Neonlicht.

Wer das weiß bemalte Backsteingebäude betreten hatte, durfte es nur mit schriftlicher Bewilligung vor Schulende wieder verlassen. Wer zu spät zum Unterricht kam, konnte keinen Fuß mehr in das verschlossene Klassenzimmer setzen, sondern landete im »Tardy-Room«, in dem alle Zuspätkommer gesammelt die Stunde in absoluter Ruhe absitzen mussten.

Zwischen den Lektionen hatten die Schüler gerade genug Zeit, um in den nächsten Schulraum zu kommen, und wer vor der großen Pause um zehn Uhr pinkeln musste, brauchte dafür einen »Hallway-Pass«, ohne den man sich nach dem Ertönen der schrillen Schulglocke nicht mehr auf den Fluren zwischen den Klassenzimmern aufhalten durfte. Hatte man es trotzdem aufs Klo geschafft, wurde man vom Rauchschwall heimlich gerauchter Zigaretten und Joints fast erschlagen. Um diesem Problem Herr zu werden, waren die Abortzellen so niedrig gebaut,

dass man die Schüler dabei beobachten konnte, wie sie ihr Geschäft verrichteten. Doch das hielt sie nicht vom heimlichen Rauchen und Kiffen ab.

Auf sozialer Ebene war es hingegen bereichernd, in dieser multiethnischen Mischung hormongesteuerter Teenager aufzuwachsen. Auch Carmen fand neue Freundinnen. Sie sprachen, flaxten herum, lästerten und beglotzten die regelmäßig auftretenden Schlägereien an den Mittagstischen. Sie jubelten den Siegern zu und fühlten mit ihnen, wenn sie kurz darauf von den Sicherheitsangestellten abgeführt wurden. Carmen freute sich täglich auf die Mittagessen, deren Unterhaltungswert die magere Essensqualität bei Weitem überstieg.

Die Clique besuchte zusammen auch die Football- und Basketballspiele der Schule. Carmen war stolz, dass sie mit einem der Basketballspieler bereits seit der Middle-School befreundet war. Denn Jeff besuchte die gleiche Highschool und hatte seinen Baby-Hook-Shot weiter verbessert, sodass er nun bereits als Freshman – also im ersten Schuljahr wie Carmen – im besten Schulteam mit spielte.

Sie trafen sich jeweils abends, auf Parkplätzen, vor Malls oder wo immer es gerade eine möglichst sturmfreie Bude gab. Sie aßen die kleinen White-Castle-Burger, leckere Pommes und tranken Root-Beer. Carmen fühlte sich zum ersten Mal als Teil von etwas Gutem. Und sie fühlte sich reich. Reich an der einzigen Währung, die in diesem unschuldigen Alter etwas zählte: Freundschaft.

Carmen begann ihren Stil zu entwickeln; ihre Art, wie sie gesehen werden wollte. Sie trug schwarze Hoodies und

Baggy-Jeans, hörte Black-Metal, wie es ihre besten Freunde taten, obwohl sich diese Musik kupfrig anfühlte. Sie trug die wunderschönen Ohringe der Kids, deren Eltern aus Südamerika eingewandert waren.

Jeweils um halb zwei war der Unterricht an der Highschool beendet und die Schüler wandten sich den ganzen Nachmittag den Sportclubs, außerschulischen Aktivitäten und Nachmittagsjobs zu. Carmen hingegen hatte im zweiten Semester ihres Freshman-Jahres eine andere Liebe entdeckt, die ihre ganze Aufmerksamkeit einforderte: einen Dell-Computer im Informatik-Zimmer der Highschool. Es war, als wären sie füreinander bestimmt.

Denn was die meisten nicht begriffen: Computer waren reine Mathematik – eingelötet und elektrifiziert in einen Apparat. Die Programme, die Software: pure Algebra. Wahrlich keine Hexerei für Carmen, das zu verstehen. Aber noch viel wichtiger: ein unerschöpfliches Experimentierfeld, um zu Rechnen und um die Lösungen daraus zu Realität werden zu lassen.

Eine neue Welt tat sich vor ihr auf. Nach Stunden schrieb sie ihre ersten HTML-Zeilen. Und bald waren JQuery, MySQL und Python ihr die besseren Freunde als es jene in der realen Welt je gewesen waren.

Die Zahlen auf dem Bildschirm taten genau, was sie wollte.

So folgsam. So rein.

Der verantwortliche Lehrer Mr. Donovan unterstützte sie und schaffte es, Computer-Kurse als außerschulische Aktivität zu etablieren, sodass Carmen mit zwei anderen

interessierten Schulkameraden jeden Nachmittag Codes schreiben und IT-Rätsel knacken konnte. Es war ein Traum. So oft wie möglich stürzte sie sich in den Computerraum und schrieb Codes, bis man sie oft unsanft aus dem Schulhaus entfernte. Es war ihr egal, am nächsten Tag war sie so bald wie möglich wieder am Rechner.

Carmens Leben verlief in geordneten Bahnen. Doch schon bald standen die langen Sommerferien vor der Tür und Carmen wusste, sie würde den Zugriff auf den Schulcomputer verlieren – und ein Ersatz war im Haus ihrer Tante nicht in Sicht. Sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, zwei Monate ohne Programmieren auszukommen. Und so beschloss sie, dass sie sich Geld für einen eigenen Computer verdienen musste, damit ihr das mit den nächsten Ferien nicht wieder passieren konnte.

Sie verbrachte einige Monate jeden Abend im Drive-in einer McDonalds-Filiale als studentische Arbeitskraft. Als sie das Geld für den Computer endlich zusammen hatte, kündigte sie. Nur die Brandwunden vom spritzenden Frittenfett auf ihren Unterarmen erinnerten sie noch lange an diese entsagungsvolle Zeit vor der Fritteuse.

Der Computer im eigenen Zimmer veränderte alles. Sie vernachlässigte ihre Freunde und die Schule und lenkte ihren Fokus auf den verführerisch blinkenden Kameraden neben ihrem Bett, der sie ab da Tag und Nacht in Beschlag nahm.

In der Highschool hatte sie vor allem das Programmieren gelernt, nun tauchte sie tief in das Internet der späten 90er-Jahre ein. Dieses war ganz anders als das heutige Netz. Denn die reale und die digitale

Welt waren zu dem Zeitpunkt noch nicht miteinander verschmolzen. Noch bestand das Internet nicht aus Firmen und Staaten, die für Kunden und Untertanen schicke Designs und einfache Nutzerführungen gestalteten. Noch war es nicht geprägt von AGBs und Konventionen und es ging nicht darum, Geld zu verdienen. Carmen liebte diesen freien Ort der Regellosigkeit und des Experimentierens. Inhalte wurden von Menschen für Menschen gemacht. Originalität, Kreativität und Individualität fanden eine neue Art von Ausdruck. Und Inhalte entstanden durch ein sich dynamisch verschiebendes Kollektiv. Für einen kurzen Augenblick der Geschichte herrschte grenzenlose und gelebte Anarchie an einem neu entdeckten Ort, einer noch unbekanntem Welt.

Carmen lernte neue Programmiersprachen, Technologien und digitale Themen in den dunkelsten Ecken des Webs kennen: C++, C#. Und schon bald bestanden ihre Gedanken und selbst ihre Träume aus Codes und Nummern, die genau das machten, was sie wollte. Es war die pure Harmonie.

Jedoch wurde diese wohlige Komfortzone von den Ereignissen des 11. September 2001 überschattet. Carmen blickte zusammen mit einer traumatisierten Nation auf die einstürzenden Twin-Towers in New York. Danach war nichts mehr wie zuvor. Keine Schulstunde, keine TV-Show, kein Gespräch mehr ohne die Frage nach der fälligen Rache.

Der sowieso schon stark grassierende Patriotismus und die Liebe zum Militär in den USA wuchs sprunghaft an,

wie ein Schwelbrand, der plötzlich mit literweisem Benzin befeuert wurde.

Als wenige Wochen später die US-Armee-Rekrutierer an Carmens Highschool aufkreuzten, verpflichteten sich die Schüler im letzten Jahrgang noch einmal deutlich zahlreicher für den Militärdienst, als sie es sonst schon taten.

Carmen verspürte beim Blick auf die lange Schlange vor dem Einschreibpult Melancholie. Natürlich hatte der Angriff auf ihr Heimatland auch sie schockiert. Doch als sie ihre vielen jungen Freunde sah, die sich bei einer Armee auf Kriegsfuß einschrieben, schmerzte ihr das Herz. Sie selber hätte einem Staat niemals ihr Schicksal bedingungslos anvertraut.

Genauso wie Carmens Umfeld veränderte sich auch das Internet, wie es Carmen bis dahin gekannt hatte. War dieses bis dahin ein Ort langsamer, hässlicher und plumper Freiheit, verwandelte es sich nun rasend schnell in ein Kriegsgebiet der Informationshoheit. Regulierungen und Kontrolle durch die Staaten nahmen zu. Carmen interessierte sich eigentlich nicht für Politik, aber zu dieser Zeit war das Netz voller ausgefallenen Theorien, Wahrheiten, Lügen, Verschwörungen, Spekulationen, und obskure Weltansichten.

Eines Nachts entdeckte Carmen 4chan – und da war es endgültig um sie geschehen. Was für eine hemmungslose Website! Sexistisch, rassistisch, homophob, hasserfüllt, brutal und kindisch. Für Carmen ein Quell chaotischer Schönheit. Hier führte eine eingeschworene, anonyme Community Gespräche über das Welt-

geschehen, das Internet und über alles, was einem jugendlich-rebellischen Geist Spaß machte.

Doch 4Chan gab nicht nur jugendlichen Spinnern ein Zuhause, sondern auch hervorragenden Computer-Hackern wie Carmen, die es schätzten, sich in den anonymen Chat-Netzwerken mit ihren Kenntnissen zu brüsten und ihr Können für gemeinsame Spaß-Aktionen einzusetzen. Daraus ergaben sich mit der Zeit Massenstreiche, sogenannte Raids, an denen sich auch Carmen voller Enthusiasmus beteiligte.

Auf 4chan war man sich einig, dass Humor keine Grenzen kennen durfte. Wie denn? Er war doch gerade, weil er die Konvention brach, lustig. »Erst wenn wir uns über das Schrecklichste lustig machen, enthüllen wir seine Schwäche«, war denn auch der Leitspruch von Carmens 4chan-Avatar und sie befolgte ihn mit aller Leidenschaft.

Mittels Hacks verschafften sie sich Zugriff auf Nacktbilder von unvorsichtigen Prominenten und veröffentlichten diese auf den 4chan-Foren. Carmen und ein paar andere Mutige besorgten sich sogar kritische Daten von Firmen oder Staaten und prahlten mit ihren Fähigkeiten. Natürlich immer getarnt durch digitale Verschlüsselungstechnologien.

Die Community war gnadenlos, jedoch meist auf der Suche nach Opfern, die es ihrer Meinung nach verdient hatten, angegriffen zu werden. Es ging gegen die Mächtigen, die Einflussreichen. Und so entstand auf dieser Plattform auch die Legende einer digitalen Widerstandsgruppe, die sich auf den berühmten britischen Rebellen Guy Fawkes mit der weißen Maske bezog: Anonymous.



Eine lose Ansammlung aufmüppiger Nerds ohne Struktur und Macht, aber mit sehr viel Idealismus, Pathos und einem steten Hang zu Verschwörungstheorien.

Carmens Programmierkenntnisse ließen sie bald zu einer angesehenen digitalen Persönlichkeit mit Einfluss in dieser Gesellschaft werden. Sie schloss Online-Freundschaften mit sonderbaren Menschen, die sie in eine fantastische Welt entführten. Sie erhielt Zugriff auf geheime Netzwerke und abgeschlossene Websites, die nur durch den die Identität schützenden Thor-Browser und mittels komplizierter Login-Verfahren erreichbar waren.

Carmen half ein überwältigendes Netzwerk mitaufzubauen: das Darknet, das direkte unkontrollierte Verbindungen zwischen Menschen herstellte, ohne kontrollierende Instanzen dazwischen. Ein exklusiver Ort der Wissenden, an dem die größte Sorge der eigenen Anonymität galt und wo die Geheimnisse der anderen umso mehr lockten.

Whistleblower, Regimekritiker, Kriegstreiber, Hacker, Aktivsten, Idealisten, Journalisten, Bullen, Drogen- und Waffenhändler: Jeder, der sein Leben und sein Tun geheim halten oder jemanden hochgehen lassen wollte, versammelte sich hinter diesen verhüllenden Schleiern.

Für Carmen war es eine Befreiung. Sie sah das Darknet, 4chan und Anonymous als Foren der unbegrenzten Möglichkeiten mit einem Hauch von Revolution – ein Blick in eine künftige, eine bessere Welt.

Als Carmen nach ihren zweiten Highschool-Sommerferien in die Schule zurückkehrte, erwartete sie eine

schöne Überraschung: Jeff saß mit ihr im Computerkurs, der nach der Schule stattfand. Der Grund dafür war weniger schön, denn Jeff hatte sich während eines Streetball-Matches eine ernste Knieverletzung zugezogen, die ihn für rund ein Jahr für jeglichen Ballsport außer Gefecht setzte.

An Jeff war offensichtlich kein großes Coding-Talent verloren gegangen, doch seitdem er dabei war, waren die gemeinsamen Stunden um einiges lustiger.

Ihre Freundschaft war in den letzten Monaten abgekühlt, nachdem sich Carmen nur noch vor dem Bildschirm aufgehalten hatte. Ironischerweise vertiefte sie sich nun wieder, als sie gemeinsam vor den Computern saßen. Diese neu entdeckte menschliche Wärme legte sich wie ein Mantel über Carmens Leben. Schon bald vertraute sie Jeff mehr als jedem anderen und die beiden trafen sich auch immer häufiger außerhalb der Schule.

An einem kalten Herbstsonntag lud Jeff sie auf die Farm seines Großvaters ein, wo sie schon vorher einige Male gewesen waren. Sie fuhren mit seinem klapprigen Pickup durch das angrenzende Gebiet Fort Knox, auf dessen Gelände die legendären Goldreserven der USA gelagert sind. Zwei Mal wurden sie dabei von eifrigen Polizisten gefilzt. Bereits beim ersten Mal mussten sie die sechs mitgebrachten Biere abgeben (sie waren ja noch nicht 21). Der Polizist beließ es glücklicherweise bei einer Ermahnung und sah von weiteren Konsequenzen ab, da die Bierdosen noch ungeöffnet neben dem Ersatzreifen lagen.

Als sie in der Hütte angekommen waren, gingen sie raus in den angrenzenden Wald und schossen mit einem

Gewehr, das an der von Tierköpfen gesäumten Hüttenwand geangen hatte, auf volle Tomatensaucen-Büchsen. Wie die explodierten! So viel Spaß!

Als Jeff abends ein Feuer entfachte, fanden sie in einem Schrank mehrere Packungen Zigaretten und einen alten Bourbon. Sie rauchten und mischten den Whisky mit mitgebrachter Cola. Zum Abendessen gab es Maiskolben und Tortilla-Chips. Es war perfekt ...

Bis Carmen plötzlich Jeffs Arm um ihre Schulter spürte. »He, was wird denn das?«

»Machen das Freunde nicht so?«

»Nein, sowas machen Pärchen«, antwortete sie bissig.

»Du willst mich doch hier nicht abfüllen und verführen, oder, Jeff?«

Jeff blickte sie ausdruckslos an.

»Jeff, hör auf! Ich bin keine Trophäe, wie die Scheiß-Hirsche an der Wand!«

Jeff schwieg weiter und schaute sie unter seiner Kappe an.

»Ich mag dich!«, stotterte Carmen, um die schreckliche Stille zu durchbrechen. »Aber doch nicht so, nicht auf diese Weise!« Sie zitterte plötzlich. Tränen standen ihr in den Augen und sie fürchtete, die Beziehung zu ihrem engen Freund zu gefährden.

»Carmen, wovon redest du?«, beschwichtigte Jeff sie und hielt sie beruhigend an den Schultern. »Ist dir noch nicht aufgefallen, dass ich auf dicke Titten stehe?« Er zwinkerte mit beiden Augen, um die Situation zu entschärfen. »Ich will nichts von dir! Wir sind doch nur Freunde – beste Freunde!« Ein versuchtes Lächeln huschte über sein Gesicht.

»Beste Freunde?«, fragte sie unter einem leisen Schluchzen, während sie spürte, dass der ungewohnte Bourbon sie doch mehr beeinflusste, als sie dachte.

»Natürlich sind wir das. Aber, Mädchen: Chill mal 'ne Runde!«

»Tut mir leid, Jeff.«

Tatsächlich begann Jeff schon bald darauf, mit einem anderen Mädchen auszugehen. Es wurde nichts Langfristiges, aber Carmen sah es als Beweis, dass er es nicht auf sie abgesehen hatte. Und darüber war sie sehr erleichtert. Doch das Gespenst fataler, jugendlicher Verliebtheitsverstrickungen sollte sie schon bald heimsuchen – und zwar an einem unerwarteten Ort.

Sonntäglicher Kirchenbesuch war in der Familie Chavez Pflicht. Carmen hatte zwar überhaupt keine Lust auf die vor infantilem Bibelglauben, Islamfeindlichkeit und Patriotismus strotzenden Messen, doch wusste sie, dass sie sich diesen Streit mit ihrer äußerst gläubigen Tante nicht leisten konnte.

Carmen hatte sogar Verständnis für die wichtige Rolle, die Tia Maria der Kirchgemeinde in ihrem Leben einräumte. Insbesondere bei Armut und Problemen in den Familien mit Gewalt, Drogen oder Alkohol waren die religiösen Institutionen oft die einzigen Anlaufstellen, während sich der Staat vornehm heraushielt.

Die Kirche war hochgezogener, großflächiger Bau mit weißem Verputz, in dem jedes Wort ungeheuer lange widerhallte. Jedoch war es mit dem einfachen sonntäglichen Messebesuch nicht getan. Schüler besuchten zusätzlich

vor der Messe die mehrstündige Sonntagsschule, in der ihnen der Glaube, die rechte Lehre und das Fundament des christlichen Lebens nähergebracht wurden. Dort hatte Carmen eine gute Freundin gefunden, die das Gedöns des Priesters ebenso blödsinnig fand wie sie selbst. Deborah: ein gewieftes Mädchen mit dunkelschwarzer Haut, einem kurvenreichen Körperbau und den weißesten Zähnen, die die Welt je gesehen hatte.

»Und wenn ein Mann bei einem Mann liegt, wie man bei einer Frau liegt, so haben beide einen Gräuel verübt; sie sollen gewiss getötet werden, ihr Blut ist auf ihnen!«, las Priester Lampard, der die Sonntagsschule leitete, gerade aus der Bibel vor, während die Schüler im Halbkreis auf hölzernen Stühlen vor ihm saßen. Wie so oft thematisierten sie, was alles zu ewiger Verdammnis führte – heute die Homosexualität.

»So ein Rotz!«, flüsterte Deborah Carmen zu, worauf diese ein lautes Kichern nicht unterdrücken konnte.

»Was ist denn so lustig?«, wollte Lampard mit ernsthaftem Ausdruck wissen.

»Ach, nichts. Erzählen Sie nur weiter«, versuchte Carmen, die Situation zu beruhigen. Sie war nicht auf Streit aus mit den verbohrten Kirchenleuten.

Doch Deborah war nicht so einfach zu besänftigen. »Sagen Sie mal, Herr Pfarrer: Was ist denn okay? Wenn ich *so* etwas mache?« Sie legte ihre Hand auf Carmens Oberschenkel.

Das Gesicht des Priesters errötete, doch er fand keine Worte.

»Wie sieht es denn damit aus?« Sie legte ihren Arm

um Carmens Nacken und blies ihr zärtlich ins Ohr, woraufhin diese ein Kichern nicht unterdrücken konnte.

»Hört sofort auf mit dem Blödsinn! Sonst werden eure Eltern davon erfahren!«, knurrte der Pfarrer.

»Ach, Mr. Lampard. Ich weiß gar nicht, was sie gegen all die Schwulitäten haben.«

»Es ist eine Sünde vor Gott. Natürlich habe ich etwas dagegen.«

»Jetzt kommen Sie! Wir alle wissen doch, warum Ministranten einen Mittelscheitel haben.«

Der Pfarrer blickte sie verständnislos an.

»Na, darum ...« Deborah ahmte einen Mann nach, der gerade oral befriedigt wurde und mit beiden Händen gleichmäßig über den Kopf zwischen seinen Schenkeln strich. Dazu stöhnte sie lasziv: »Oh ja, Kleiner. Das gefällt mir.«

Carmen prustete vor Lachen laut los und auch die anderen Sonntagsschüler konnten sich nur schwer zurückhalten. So eine Frechheit hatte bisher noch niemand bei dem strengen Priester gewagt.

»Sofort raus mit dir! Das wird Konsequenzen haben!«, schrie dieser außer sich vor Wut, stand auf, riss Deborah unsanft am Arm vom Stuhl und beförderte sie mit einem Stoß aus dem Zimmer.

»Und du ...«, er zeigte auf Carmen. »Du kannst gleich mit verschwinden!«

»Was?«, fragte sie ungläubig. Sie hatte doch gar nichts getan.

Doch als sie den zornverzerrten Ausdruck des Pfarrers und sein rot angelaufenes Gesicht sah, begriff sie, dass

weitere Diskussionen fehl am Platz waren. Außerdem war jede Minute, die sie nicht mit diesem Idioten verbringen musste, eine gewonnene. Und der Ärger mit Tia Maria war sowieso bereits vorprogrammiert.

»Ok, dann geh ich mal schauen, was ich noch so von der lieben Deborah lernen kann«, sagte sie und stapfte mit strammem Schritt zu ihrer Freundin auf den Flur.

Dort angekommen blickte sie in Deborahs breites Lachen. »Oh, Mann. Das wird Ärger geben!«, meinte diese und verzog die Mundwinkel.

»Das kannst du aber laut sagen. Was machen wir denn jetzt?«

»Lass uns ein wenig in die Turnhalle gehen.«

Das klang gut. Die Kirche hatte neben der stets gut besuchten Cafeteria auch eine kleine Turnhalle, wo nach den Messen jeweils Basketball gespielt wurde. Dort war jetzt niemand zu erwarten, denn der Gottesdienst startete erst in rund einer Stunde und die anderen Kids waren ja in der Sonntagsschule, aus der sie gerade rausgeflogen waren. In der Sporthalle konnten sie sich die Zeit vertreiben, ein paar Körbe werfen und darauf warten, dass ihre Eltern auftauchten.

Die zu erwartende Standpauke würde wohl erst nach der Messe geschehen, denn zwischen Sonntagsschule und Gottesdienst lagen jeweils nur wenige Minuten – zu wenig Zeit für Priester Lampard, um sie zu verpetzen. Dann jedoch musste sich Carmen auf ein echtes Donnerwetter gefasst machen, denn wenn es um die Kirche ging, verstand Tia Maria keinen Spaß. Carmen fröstelte es – vor allem auch beim Gedanken an Angels mögliche

Reaktion. Da war etwas Ablenkung bis dahin sicherlich keine schlechte Idee.

Sie machten sich gerade auf den Weg zur Turnhalle. Doch plötzlich öffnete sich hinter ihnen die Tür, aus der sie soeben rausgeflogen waren, und schlug laut gegen die Wand. »Wartet sofort, ihr beiden!«, rief der Priester, dessen Wut in der Zwischenzeit offensichtlich noch einmal angewachsen war (das war an seiner tiefen Zornesfalte zwischen seinen Augen deutlich abzulesen). Offensichtlich war er zur Erkenntnis gelangt, dass die beiden Gören mit ihrem Rauswurf deutlich zu gut aus der Sache rausgekommen waren.

»Renn!«, rief Deborah mit einem schiefen Lachen und lief, so schnell sie konnte vor dem Gottesmann davon. Carmen wusste nicht genau, wieso sie vor dem knorrigen, alten Pfaffen flohen – was sollte der ihnen schon tun? –, doch auch sie nahm die Beine in die Hand und rannte ihrer Freundin nach.

Sie eilten über die nach Weihrauch duftenden Flure mit den bordeauxroten Teppichen, vorbei an den mit Ornamenten verzierten Fenstern. Immer wieder schlugen sie in dem weitläufigen Kirchenareal andere Wege ein, das wie ein kleines Labyrinth aufgebaut war, und liefen auch einmal durch den verlassenen Chorraum und an dem Tabernakel vorbei.

Anfangs hörten sie hinter sich noch den schwer atmenden und zornig rufenden Priester, der die fixe Idee verfolgte, die Mädchen einzufangen. »Bleibt sofort stehen! Ich befehle es euch!«

Doch schon bald hatten sie ihn abgehängt. Er war zu



langsam und die schweren Teppiche verschluckten ihre Schritte, sodass es schwierig war, ihnen zu folgen.

»Schnell! Hier rein!«, flüsterte Deborah, als sie vor der Turnhalle standen. Sie öffnete leise die Stahlrahmentür zur kleinen Sportstätte, die nach altem Schweiß roch.

Als sie drinnen waren, meinte Carmen: »Das war keine gute Idee. Hier erwischt er uns sicherlich! Es gibt keinen anderen Weg raus als durch die Haupttür!«

»Wir verstecken uns einfach da drinnen.« Deborah zeigte auf eine kleine Einbuchtung in der Wand, in der einige wenige Turngeräte eingelagert waren.

Sie schlüpfen in die kleine Nische und gelangten auf einige der weichen, dünnen Turnmatten. Dann schlossen sie das hochfahrbare Rolltor, wodurch sie sich nun in schummriger Dunkelheit befanden, nur vom Licht eines schmalen Fensters im oberen Bereich des Raumes beleuchtet.

Die beiden Mädchen schauten sich an und lachten herzlich, aber doch leise, um keine ungewünschte Aufmerksamkeit zu erregen.

»Was für eine Flucht! Mein Herz schlägt wie wild«, sagte Carmen.

»Aber echt. Dieser Lampard ist aber auch sowas von idiotisch.«

»Ja, aber das war auch ganz schön heftig«, meinte Carmen, deren Gedanken immer noch auf die zu erwartenden Probleme mit ihrer Tante gerichtet waren.

»Ich konnte mich einfach nicht mehr zurückhalten«, entgegnete Deborah. »Bla bla ... Gräuel verübt; sie sollen getötet werden«, äffte sie den Pfarrer nach.

»Diese Christen sind echt noch schlimmer als die Hinterwäldler in der Schule.«

»Ja, echt. Diese Furcht vor dem Anderen ... Mir doch egal, was andere fühlen, wen sie lieben und mit wem sie ficken. Und dann lassen die sich ihren Quark auch noch von jahrtausend-alten Büchern bestätigen.«

Beide jungen Frauen saßen sich nun im Schneidersitz gegenüber. Carmen spürte eine große Vertrautheit und bewunderte ihre Freundin, für ihren Mut aufzubegehren und für ihre Werte einzustehen. Und noch etwas fühlte sie: eine neue Form der Verbindung und ein Verlangen, das sie zuvor so noch nicht gekannt hatte.

»Das klingt jetzt vielleicht ganz komisch, aber es gibt noch einen anderen Grund, wieso ich... Es hat mich auch persönlich beleidigt, weil ...«, begann Deborah stotternd zu sprechen, nachdem sie sich für einen Moment schweigend gegenübergesessen waren. Doch sie sprach nicht weiter. Sie setzte sich einfach noch ein wenig näher zu Carmen, schaute sie innig an und nahm ihre Hand.

»Meinst du etwa ... Bist du ...« Carmens Herz hatte bei den ungeordneten Gedanken, die gerade durch ihren Kopf flitzten, Feuer gefangen. »... Weil ...«

Dann küssten sie sich. Deborahs große, weiche Lippen fühlten sich unsagbar gut an, ihr Mund schmeckte nach süßem Karamell und die Gefahr, Verbotenes an einem unerlaubten Ort zu tun, steigerte ihre Lust. Aus einem unschuldigen Kuss wurde noch mehr. Deborah drückte Carmen liebevoll nach hinten, sodass sie auf dem Rücken auf der blauen Matte lag.

»Warte! Was ist, wenn ...«, protestierte Carmen zaghaft.

Doch Deborah legte sich auf sie drauf und küsste sie. Carmens Blick verschwamm, sie spürte ihr Herz klopfen und auch Deborahs. Und sie hörte ein lautes Wummern ... Moment mal: ein lautes Wummern?

In dem Moment wurde es in dem kleinen Raum hell, als die Tür mit einem kräftigen Ruck nach oben geöffnet wurde. Beide Mädchen schrien und ließen voneinander ab, als Pfarrer Lampard seinen knorrigten Kopf in die Nische steckte.

»Um Gottes willen!«, rief dieser aus. »Kommt da sofort da raus, ihr sündigen Geschöpfe!«

Der Priester tat ihnen nicht den Gefallen, sich zurückzuziehen, sondern schlug Kreuze zu Gott und betete, dass dieser den jungen Frauen ihre Sünden vergeben möge.

»Du kannst noch hierbleiben bis zu deiner Abschlussfeier – am nächsten Tag fliegst du raus!«

Carmen hatte Tia Maria noch nie so wütend und enttäuscht erlebt. Die Geschehnisse in der Kirche stellten den endgültigen Bruch in ihrer Beziehung dar. Carmen war sich nicht sicher, ob sie oder ihre Tante sich mehr für die Ereignisse schämte. Pfarrer Lampard tischte seine Entdeckung jedenfalls brühwarm und ausgeschmückt der ganzen Kirchengemeinde auf und führte sie als Beweis dafür ins Feld, dass der Teufel auch die vermeintlich unschuldigen Seelen junger Mädchen verführte.

Carmen fürchtete sich vor Angels Reaktion und dem nächsten häuslichen Gewaltexzess, der ihr nach der Thanksgiving-Feier angedroht worden war. Doch Angel

schien seit den Geschehnissen in der Kirche von ihr angeekelt, mied sie und hatte offensichtlich beschlossen, sie bis zu ihrem Auszug schlicht zu ignorieren.

Carmen verbrachte die Zeit zuhause quasi nur noch vor dem Computer, programmierte und unterhielt sich auf 4chan. Tia Maria nannte ihre Stieftochter inzwischen nur noch »Zombie« oder »Kellerassel« und beschwerte sich darüber, dass sie in ihrem kargen Haushalt nur schmarotze. Doch Carmen reagierte darauf nicht mit Zorn, sondern mit Gleichgültigkeit, Isolation und Flucht.

Für sie war die ganze Affäre um sie und Deborah nicht nur genierlich, sondern auch äußerst schmerzvoll. Denn Deborahs Eltern wurden seit dem Tag in der Kirchgemeinde nicht mehr gesehen. Carmen versuchte mehrmals, ihre Freundin per SMS zu erreichen. Doch sie hörte nie mehr etwas von ihr. Sei es, weil sie selbst mit dem Erlebten abschließen wollte oder weil ihre Eltern ihr jeden Kontakt verboten (oder beides).

In der Schule hatte sich die Geschichte natürlich auch verbreitet. Zum Glück hatte sie jemanden, der bedingungslos hinter ihr stand und mit dem sie reden konnte – wenn auch nicht ohne ironische Bemerkungen.

»Ach, lesbisch? Ich habe mich schon gewundert, warum du die Einzige bist, die nicht auf mich steht«, meinte Jeff, als sie ihm die Geschichte in der Cafeteria der Schule detailliert erzählte.

»Bitte, Jeff. Lass mich mit den blöden Sprüchen in Ruhe. Ich habe ganz andere Probleme. Meine Tante wirft mich in wenigen Wochen raus und ich habe keine Ahnung, was ich dann tun soll.«

»Du hast keine Ahnung, was du tun sollst? Du kannst Programmieren wie eine Göttin. Was glaubst du, wie sich die Firmen da draußen die Finger nach einer wie dir lecken, die Websites und Sicherheitssysteme und all das Zeug programmieren kann.«

»Hm!«, Sie antwortete mit einem schiefen Lächeln und einem Schulterzucken. Jeff hatte nicht unrecht, doch die Aussicht auf eine Stelle als kleines Licht in einer IT-Firma fand sie nicht gerade prickelnd. »Ohne College-Abschluss bringt mir das Wissen nichts. Ich finde keinen guten Job, nur weil ich ein paar Highschool-Kurse besucht habe und weiß, wie man eine Schleife programmiert. Und fürs College fehlt mir das Geld.«

»Ja, das Problem kenne ich«, antwortete Jeff und steckte sich mehrere pampige Pommes in den Mund. »Ich hatte ja auch auf ein Stipendium fürs Basketballspielen gehofft, aber das war leider nichts: zu klein, zu oft verletzt.«

»Ja, du bist halt benachteiligt«, antwortete Carmen mit einem neckischen Blick.

»Jedenfalls bin ich mir sicher, dass du es auch ohne College-Abschluss weit bringst, Carmen. Ich hingegen sehe keine Perspektiven. Für meine weitere Ausbildung ist kein müder Cent da. Trotzdem meint meine Mutter, dass ich ausziehen muss.«

Es folgte eine kurze Pause, dann fuhr er fort: »Ach, wären wir doch keine so armen Schlucker. Dann könnten wir zusammenziehen und uns die Kosten teilen ... Vielleicht melde ich mich doch beim Militär. Wenigstens nehmen die jeden.«

Carmen stockte der Atem. Sie wollte auf keinen Fall, dass Jeff an den Kriegen im Irak und Afghanistan teilnahm. Denn von dieser Front kehrten regelmäßig traumatisierte Soldaten in ihre Gemeinde zurück. Keiner von ihnen war wiederzuerkennen. Hingegen gefiel ihr der Gedanke, mit ihrem besten Freund zusammenzuwohnen. Doch wie sollten sie das anstellen?

»Von der Kohle lassen wir uns davon nicht abbringen«, meinte sie und begann zu überlegen.

Die Lösung kostete sie zwei Tage.

In den letzten Monaten hatte sich ein großer Online-Poker-Hype rund um den Globus verbreitet. Carmen nahm diese neu entstandene Gemeinschaft von Glücksrittern genauer unter die Lupe – mit Online-Communities kannte sie sich ja aus. »Das sind alles Weihnachtsgänse, die sich willig ausnehmen lassen«, flüsterte sie voller Erstaunen vor sich hin, als sie mehrere Nächte damit zugebracht hatte, die Online-Spieltische und das Verhalten der Spieler genauer zu beobachten. Die Mathematik dahinter war nicht besonders schwierig. Sie begann gar, die Spieler in Farbe zu sehen.

Rot: Sie gewinnt ziemlich sicher.

Violett: Sie gewinnt vielleicht.

Blau: Sie verliert.

Sie konnte mit Farbcodes, die nur in ihrem Kopf existierten, Poker spielen und mit großer Sicherheit gewinnen. Nachdem sie sich drei Tage und Nächte mit den Pokerregeln und den Gewinnwahrscheinlichkeiten der einzelnen Blätter auseinandergesetzt hatte, verlor sie nur noch jede zehnte Hand.

Zusätzlich nutzte sie ihre IT-Kenntnisse und griff auf Malware und Viren zu, die sich die Pokerspieler auf Pornoseiten eingehandelt hatten. So konnte sie auf zahlreiche Webcams, Mikrofone und Bildschirme ihrer Gegenspieler zugreifen. Es war fast zu leicht. In nur drei Monaten und pünktlich zu ihrer Abschlussfeier hatte sie mehrere Zehntausend Dollar gewonnen – genug, um ein gemeinsames Zuhause für sie und Jeff zu mieten und bei Tia Maria auszuziehen. Jeff freute sich wie wild über den unerwarteten Geldsegen.

Das gemeinsame Zuhause war ein Traum: zentral und bescheiden, doch für ihre Bedürfnisse mehr als genug. Es handelte sich um ein Häuschen, das sie gemietet hatten. Es hatte eine weiße Veranda, war von einem Maschendrahtzaun umgeben und im kleinen Garten hatten sie einen runden, mobilen Occasion-Pool aufgestellt – eine Unerlässlichkeit in den heißen Sommermonaten in Kentucky. Die Innenräume waren mit Trockenbauprofilen abgegrenzt und mit weißem, langhaarigem Teppich ausgelegt. Das Erdgeschoss wies zwei Schlafzimmer und eine kleine Küche aus. Im geräumigen Keller standen eine Waschmaschine und ein kleines Entertainmentsystem mit TV und Musikanlage.

Als Carmen ihre wenigen Habseligkeiten in braunen Kartonkisten in das Haus schleppte, lachte Jeff sie an: »Wer hätte gedacht, dass das wirklich klappt? Schade, dass wir uns kaum sehen werden, schließlich musst du ja immer am PC sitzen und Kohle verdienen.« Er lachte. »Aber keine Sorge: Ich mache dafür den Abwasch.«

Doch der spaßige Kommentar grub sich tief in Carmens Seele. Jeff hatte recht. Sollte sie nun ein Leben lang Poker spielen? Klar, das war lukrativ, aber kostete sie auch viel Zeit. Na ja, vielleicht nur bis zu einem gewissen Betrag. Wie viel Geld brauchte man eigentlich zum Leben?

Carmens Tage verliefen von nun an surreal. Sie erwachte meist gegen halb zehn und ging als Erstes ins Bad. Dann holte sie sich einen starken Tee und begann Poker zu spielen. Nach einer Stunde hatte sie zweihundert Dollar verdient, bis am Mittag sechshundert. Am Nachmittag verlor sie kurzzeitig vierhundert (Pechsträhne!), aber bis zum Abend hatte sie es wieder ausgeglichen. Über einen Tag gesehen war sie nie im Minus und so wuchs ihr Vermögen auf eine ansehnliche Summe an. Jedoch war es zweckgebunden. Sie konnte sich damit nicht schöne Abende oder freie Wochenenden kaufen, sondern musste genug hohe Wetteinsätze vermögen, um im richtigen Moment den »Fisch am Tisch« abzuziehen – also diejenige Person, die offensichtlich nur hier war, um ihr Geld an die Profis zu verlieren.

Doch Spaß machte es keinen. Sollte sie den Rest ihres Lebens darauf verwenden, Highschool-Kids und gelangweilte Singles beim Pokern abzuziehen? Sie spielte bereits mit dem Gedanken, den Stack einzulösen und sich für eine Zeit anderen Dingen zuzuwenden. Doch diese Entscheidung wurde ihr auf fatale Weise abgenommen, denn die amerikanische Regierung hatte Wind davon bekommen, dass man auf Online-Pokerbörsen wunderbar Geld waschen oder illegale Tätigkeiten bezahlen konnte.



Und so saß Carmen eines Abends an ihrem Computer, loggte sich ein, doch statt der vertrauten Nutzeroberfläche mit dem grünen Tisch in der Mitte las sie nur eine Mitteilung in roter Schrift auf schwarzem Grund:

Diese Website wurde aufgrund eines Beschlusses eines US-Bezirksgerichts beschlagnahmt. Eine Jury hat mehrere Personen und Organisationen angeklagt, die angeblich am Betrieb dieser Websites beteiligt waren, und sie wegen der folgenden Bundesverbrechen angeklagt.

Es folgte eine lange Auflistung von Schwarzgeld- und Geldwäschegesetzen.

Ihr Konto war gesperrt.

Der Stack gelöscht.

Das Geld weg.

»Das können sie nicht machen, verdammt! Wir müssen uns einen Anwalt holen!« Jeff war völlig aufgelöst.

»Ich kann nicht das FBI verklagen, Jeff«, antwortete Carmen mit müdem Blick.

»Du hast das Geld ehrlich verdient!« Jeff schlug mit der Faust auf die Tischplatte, an der sie in ihrer Küche saßen.

»Ich habe recherchiert und wir haben nicht den Hauch einer Chance. Das Geld ist weg. Der ganze Stack mit über 300 Tausend Dollar.«

»Oh, mein Gott!« Jeff schlug die Hände vors Gesicht. Er hatte nie wirklich gewusst, mit welchen Beträgen Carmen spielte – nur dass es problemlos für die gemeinsame Miete reichte.

Jeff war zwar schon länger auf der Suche nach geregelter Arbeit, doch die Aussichten waren nicht rosig, seit die Auswirkungen des Börsencrashes im Herbst 2008 über den Mittleren Osten der USA hereingebrochen waren. Schon vorher waren Industriebetriebe massenhaft aus den USA in Billiglohnländer und vor allem nach China abgewandert. Während dieser Verlust an den reichen, progressiven US-Küsten spurlos vorbeiging, traf er die »Fly-Over-States« wie Kentucky mit ganzer Wucht. Die Folgen vernachlässigter Investitionen in Bildung und Infrastruktur entfalteten ihre volle Wirkung. Unterstützung von staatlicher Seite für die sozial Schwachen war nicht zu erwarten: Öffentliche Gelder wurden nun in bisher unbekanntem Dimensionen dafür verwendet, Banken und andere systemrelevante Institutionen zu stützen oder vor dem Untergang zu retten.

»Was sollten wir jetzt tun? Wie lange reichen unsere Ersparnisse?«, fragte Jeff.

»Ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr.«

Carmen konnte nicht so ganz verstehen, wieso Jeff so ausflippte. Es würde sich schon eine Lösung finden lassen. Das waren doch alles nur Zahlen!

Doch Jeff beschwerte sich weiter lauthals: »Die besitzen das Geld. Sie können es uns einfach wegnehmen. Es ist, als würden sie es nur geben, um kurz damit zu spielen!« Eine Pause entstand.

»Was sagst du da?«, fragte Carmen.

»Dass sie es uns einfach wegnehmen können. Wir können das Geld vielleicht mal nutzen, aber gehören tut es immer der Regierung. Den Mächtigen.«

»Jeff ... Jeff ... Ich glaube ... Wir müssten ... Wenn ...« Carmen stammelte. Die Worte fehlten ihr, während die Puzzleteile ineinandergriffen. Dann stand sie auf und ging ohne weiteren Kommentar in ihr Zimmer.

Dort angekommen öffnete sie ein Chatfenster und gesellte sich zu ihren digitalen Kumpels in einem Entwickler-Forum. Echte Nerds.

»habe idee ... brauche challenge beim ersten entwurf«

»Um was geht's, Girlie«

Ah, guter Nutzer. Der kannte sich aus.

»Neues Geld-System. Kryptografie.«

»Ah, ok. Ein Verschlüsselungssystem.«

»Genau. Digitale Signaturen und ein dezentralisierter Ledger. Keine unabhängige Drittinanz. Anonyme Transaktionen. Schürfen mit Minern.«

»Wow. Dürfte schwierig werden. Bin dabei.«

Und so stellte sie über Nacht ihr erstes Team zusammen, das die Revolution vorantreiben sollte. Sechzehn Stunden ohne Unterbrechung war sie an ihrem Computer, diskutierte, tüftelte und schrieb. Als sie fertig war, kam sie zurück an den Esstisch, wo Jeff gerade eine Apfelsine aß. Carmen las vor:

Eine reine Peer-to-Peer-Version von elektronischem Bargeld würde es ermöglichen, Online-Zahlungen direkt von einer Partei an eine andere zu senden, ohne eine Finanzinstitution dazwischen. Digitale Signaturen sind ein Teil der Lösung, aber der wichtigste Aspekt von solchen Online-Zahlungen ist, dass kein vertrauenswürdiger Dritter erforderlich ist, der finanziert werden muss. Das Netzwerk stem-pelt Transaktionen als fortlaufende Kette von Hash-basierter Arbeitsnachweisen. Diese bilden einen Datensatz, der nicht ohne Wiederholung geändert werden kann.

»Na, was meinst du dazu, Jeff?«, fragte sie mit leuchtenden Augen.

»Ich habe kein Wort davon verstanden«, gestand er.

»Aber siehst du es nicht, Jeff? Ein neues Geldsystem, nicht zentralisiert, sondern dezentral, auf Tausenden Computern gesichert. Verstehst du nicht, was das bedeutet?«

Doch Jeff blieb taub für ihre Worte. Und so entstand zwischen ihnen über Monate eine Distanz des Nicht-Verstehens, das sich in ein Desinteresse zueinander wandelte. Auch waren die Rollen zwischen ihnen nun vertauscht: Jeff war es, der mit seinem bescheidenen Gehalt ihr Auskommen sicherte – und das fraß ein Loch in seine Seele. Ihre Beziehung war nicht darauf ausgerichtet, dass Ross und Reiter die Plätze tauschten.

Und so steigerten sich die Spannungen bis zu dem Abend, als Jeff zusammen mit Tina seine jahrelange

Freundin aus ihrem gemeinsamen Apartment warf. Nach der ersten Bitcoin-Transaktion und dem Streit mit Jeff und Tina hatte sich Carmen für schnelle Flucht entschieden.

Sie hatte wahrlich Besseres zu tun, als sich mit den beiden Holzköpfen um ein paar Kröten zu streiten. Hilfe fand sie bei ihrer Cousine Raven, die ihr Obdach und ein kleines Zimmer für zweihundert Dollar pro Monat anbot. Carmen programmierte noch mehrere Monate mit ihren digitalen Mitstreitern an der Entwicklung des Bitcoins. Anfangs war sie die treibende Kraft, doch die Vision fand Anhänger, die Community wuchs und inzwischen arbeiteten so viele brillante Köpfe an dem Projekt, dass Carmen Teil eines virtuellen Teams wurde. Täglich entwickelten sie die erste Blockchain der Geschichte weiter und die Entwickler testeten sie gegen ihre besten Hacker-Angriffe. Je länger sie daran arbeiteten, desto sicherer war Carmen, dass ihr Plan aufgehen würde.

Dann ging ihr das Geld aus – ironischerweise genau in dem Moment, als sie täglich Unmengen an Bitcoins verdiente, nur weil sie ihren Laptop und einen kleinen, gebrauchten Server laufen ließ. Die Leistung der beiden Rechner wurde am nächsten Tag durch neu geschöpfte Bitcoins belohnt. Klar: Diese hatten kaum nominellen Wert, doch Carmen hoffte, dass sich dies noch ändern würde.

Mit den letzten fünfzig Dollar in der Tasche gestand sie ihrer Cousine, dass sie für die nächste Miete nicht mehr würde aufkommen können. »Kann ich dich nicht

in unserer Währung bezahlen? Ich bin mir sicher, dass die in Zukunft viel mehr wert sein wird. Ich gebe dir pro Monat fünfzig Bitcoins. Wäre das möglich?» Doch Raven wollte echtes Bargeld sehen und kein erfundenes. Inzwischen hatte Carmen über 700 Tausend Bitcoin mit ihren Computern geschöpft und es gab nun erste Möglichkeiten, diese in Dollars einzutauschen, jedoch erhielt sie pro Bitcoin nur gerade mal zehn Cent. Sie brauchte das Geld eigentlich, doch das war natürlich absurd. Sie war sich sicher, dass der Verkaufspreis deutlich steigen würde, und war nicht bereit, einen einzigen Bitcoin zu diesem Preis einzutauschen.

So landete Carmen auf der Straße. Glücklicherweise kam sie in einem Abstellraum einer Kirche unter, in dem man sie mehr tolerierte als begrüßte. Sie fühlte sich verkannt, allein gelassen, unverstanden. Und sie verspürte Wut: Wut auf ein System, das das Wunder der Zahlen missbrauchte, damit Angst schürte und die menschliche Wärme erstickte.

Und genau dann – am Ende des Jahres 2010 – griff ein Held dieses System an. Ein Held mit schuttertem weißem Haar, zwei Vergewaltigungsanklagen im Gepäck und so gut wie allen westlichen Geheimdiensten auf den Fersen.

Carmen kannte Julian Assange und sein Whistleblower-Portal Wikileaks schon länger, klar, bei 4chan und in anderen Online-Communities war er schon lange Thema. Aber was auf Wikileaks ab 2010 geschah, war bahnbrechend. Rund 250 Tausend interne Depeschen mit Berichten und Lagebeurteilungen von US-Bot-

schaften wurden umfassend veröffentlicht, begleitet von renommierten Zeitungsredaktionen, die das Material journalistisch aufbereiteten. Für einen kurzen Moment hob sich der Vorhang, hinter dem sich die Politik verbarg, und erlaubte einen Einblick in das Innere der Macht. Der französische Präsident Nicolas Sarkozy war nach amerikanischer Lesart »ein Kaiser ohne Kleider«, Robert Mugabe ein »Teufel« und Recep Tayyip Erdoğan ein »machtgieriger Islamist«.

Carmen empfand es als perfekten Schlag gegen die Mächtigen durch eine unbezwingbare Waffe: offene Information. Sie liebte die Lächerlichkeit, der sich die Herrscher der Welt preisgaben. Ein Hauch von Revolution schwebte durch das Netz.

Wenig später kamen noch deutlich schlimmere Enthüllungen über die Plattform an die Öffentlichkeit: grausame Kriegsverbrechen in Irak und Afghanistan, mit Videos, in denen Zivilisten und Journalisten zum Spaß durch Drohnen ermordet wurden. Mit militärischer Präzision und grausamer Nonchalance. Die Wikileaks-Affäre war ein Desaster für die US-Politik. Doch diese schlug unbarmherzig zurück. Wikileaks wurde von allen Finanzierungsquellen abgeschnitten. Visa, Mastercard, American Express und Paypal sowie alle relevanten Banken wurden unter Druck gesetzt, sodass sie Wikileaks nicht mehr mit einkommenden Spenden belieferten – eine lebensbedrohende Situation für die Plattform.

Carmen sah den perfekten Moment gekommen, um den Bitcoin zu portieren. Unter verschiedenen Pseudonymen war sie nun Tag und Nacht auf Chats und

in Foren unterwegs und forderte die Wikileaks-Unterstützer auf, ihre Spenden in Bitcoin vorzunehmen. Die Community folgte ihr bereitwillig, nachdem Wikileaks einen Public-Key veröffentlichte, über den Spenden in der Kryptowährung getätigt werden konnten. Carmen sah, wie sich ihr Vermögen, das sich inzwischen fast ausschließlich aus einer wertlosen, großen Menge Bitcoin und einem Laptop zusammensetzte, innerhalb von Tagen vervielfachte. Der Wert eines Bitcoins stieg rasant von zehn auf etwa fünfundzwanzig Cent, als die Welt endlich realisierte, dass Transaktionen ohne wertbestätigende Drittpartei einen Wert an sich besaßen.

Auch 4chan und andere Communities, die für die Freiheit von Information kämpften, solidarisierten sich ideologisch mit Wikileaks. Sie riefen zum digitalen, anonymen Widerstand auf: Operation Payback. Die lose Gruppe von Aktivisten, die sich Anonymous nannte, trat auf den Plan. Sie hatten sich die Unabhängigkeit des Internets und die freie Verfügbarkeit von Information auf die Fahnen geschrieben. Für sie ging es um mehr als finanzielle Unterstützung. Der Feind musste aktiv bekämpft werden. Der Kampf für Wikileaks war ein heiliger Krieg. Hatten die Internet-Aktivisten schon vorher vereinzelt Cyber-Angriffe auf unliebsame Unternehmen geritten, waren sie nun von einem neuen Furor getrieben.

Rechner, die bereits seit Jahren mit Schadsoftware über Porno-Seiten und Spam-Mails infiziert waren, formten sie zu Bot-Netzen, nutzten also die Rechenpower dieser Computer, um die Websites von Unternehmen wie



VISA, Mastercard und Paypal zum Absturz zu bringen, als Strafe für deren Kooperation gegen Julian Assange. Anonymous veröffentlichten derweil ihre Motive über anonyme Videos im Internet und erhielten als lose Organisation erstmals breite öffentliche Aufmerksamkeit.

Carmen saß pausenlos vor ihrem Computer in ihrer kleinen Kojе. Wenn sie nicht am Bitcoin arbeitete, kämpfte sie mit Anonymous gegen die Institutionen. Sie war sich bewusst, dass sie Gesetze brach, doch wie sollte sie erwischt werden? Niemand konnte sich mit Cybersicherheit besser aus als sie.

Bis zu dem Tag im März 2011, als Carmen gerade wieder eine Online-Diskussion über die Weiterentwicklung des Bitcoins führte.

Sie blickt aus dem kleinen Fenster ihres Zimmers und sieht vier FBI-Agenten geduckt auf das Kirchengelände zulaufen, wo sie aktuell wohnte. Zuerst denkt sie, dass sie auf der Suche nach jemand anderem sind, doch nur Sekunden später stehen sie vor ihrem Zimmer und hämmern an die Tür. Ihre aktuelle Chat-Meldung, in der sie gerade als Satoshi chattete, kann sie gerade noch um ein fröhliches »Ich werde mich jetzt anderen Dingen zuwenden« ergänzen. Dann treten die Agenten die Tür ein.

»Auf den Boden, sofort!«, schreit der Vorderste laut.

Carmen dreht sich langsam in ihrem Stuhl um und hebt die Hände. »Was wollen Sie? Ich habe nichts getan!«, stammelt sie angstvoll. Sie weiß, dass mit diesen Leuten nicht zu spaßen ist.

»Ruhe! Kein Wort mehr«, brüllt der stämmige, als zweites eingetretene Mann. Er packt sie an den Schultern, wirft sie bäuchlings über ihr Pult und verdreht ihr den rechten Arm auf dem Rücken.

»Aua! Lass mich los!«, schreit Carmen voller Schmerz.

»Halt mal die Handschellen. Ihre Handgelenke sind zu winzig, um reinzupassen. Gib mir die Kabelbinder«, ruft ihr Peiniger unbeirrt und fixiert die Frau mit seinem ganzen Gewicht. »So: Extra eng geschnürt«, ergänzt er, als er sie endlich gefesselt hat. »Vielleicht solltest du in Zukunft etwas mehr essen, statt kriminell durchs Netz zu surfen. Aber jetzt wird dir eine Lektion erteilt.«

Carmen versucht instinktiv, sich zu wehren, zappelt mit den Armen und schreit: »Nein! Nein! Lasst mich!« Doch die Griffe um ihre Arme werden nur noch fester. Wie unnachgiebige Schraubstöcke.

»Vergiss nicht, ihr die Rechte vorzulesen«, sagt ein weiterer Agent, der am Türpfosten lehnt und das Geschehen lächelnd beobachtet.

Während Carmen hört, dass sie das Recht hat zu schweigen und sich einen Anwalt zu nehmen, rinnt ihr Schweiß von der Stirn, vor Schmerz und Erniedrigung. »Alles fühlt sich schwarz an«, denkt sie.

Die FBI-Agenten führen sie zu einem gepanzerten Fahrzeug und setzen sie streng bewacht auf einen der hinteren Sitze.

»Wie haben die mich nur gefunden? Wie haben sie nur meine Identität geknackt?«, fragt sich Carmen, während sich der Wagen in Bewegung setzt. Sie hat sich doch perfekt abgesichert: VPN, Verschlüsselung, Firewalls.

»Es muss über die Hardware geschehen sein«, denkt sie und blickt und mit zusammengebißnen Lippen aus dem Fenster, während der Wagen aus dem Kirchenareal fährt.

»Haben sie etwa Funkmasten, Kopfstationen und Serverknoten überwacht? Aber auch dann ist das Netz noch zu dezentral, um die Informationen einfach so zusammzusetzen«, wundert sie sich weiter. Sie kennt sich doch aus. Wie konnte das nur geschehen?

»Es sei denn«, durchfährt sie ein Gedanke. »Es sei denn, das ganze System ist korrupt und sie können in alles reinschauen. In jeden PC, jedes internetfähige Gerät. Absolute und totale Überwachung und Kontrolle.«

Ihr Atem stockt. »Nein, das kann nicht sein: Dann wäre alles manipuliert und das gesamte System totalitär. Nein, der Fehler muss bei mir liegen«, denkt Carmen, während Satoshi Nakamoto spurlos verschwindet.